



„Für mich ist Journalismus eine Kunst“

SPIEGEL-Gespräch Der Schauspieler Ulrich Matthes, 55, über seine Leidenschaften als Zeitungs- und Zeitschriftenleser, die Reize und Ärgernisse des Internets und die angebliche Journalismusverdrossenheit der Deutschen

SPIEGEL: Herr Matthes, Sie sind unter Künstlerkollegen und Journalisten berüchtigt als fleißiger Leser – als ein Mann, der, wie es der Schriftsteller Thomas Bernhard ausdrückte, Zeitungen und Zeitschriften gierig in sich hineinfrisst. Machen Sie sich angesichts der derzeit eifrig diskutierten Krise der gedruckten Medien Sorgen um die Zukunft Ihrer täglichen Lesearbeit?

Matthes: Ich bin tatsächlich ein Zeitungsmaniac. Für mich ist die Lektüre einer Zeitung oder einer Zeitschrift ein sinnliches Vergnügen. Andere sammeln Schmetterlinge, oder sie horten Mickymäuse oder Bierdeckel. Meine Bierdeckel sind Zeitungen. Natürlich nehme ich wahr, dass jetzt ständig von der Krise der Printmedien die Rede ist. Diese Krise facht meine Leidenschaft noch an. Vermutlich fühle ich mich dem Printjournalismus als – ich will nicht sagen – aussterbender, aber als bedrohter Gattung verbunden.

SPIEGEL: Weil Sie als Schauspieler, der seine Hauptarbeit im Theater verrichtet, auch in einer Kultureinrichtung arbeiten, der oft der Untergang prophezeit wird?

Matthes: Das Theater geht nicht unter! Ich ertappe mich jedenfalls dabei, dass ich im Laden stehe und mir zu der Zeitung, die ich mir an dem Tag kaufen will, sagen wir der *FAZ*, spontan noch die *Süddeutsche Zeitung* dazukaufe. Weil ich denke: Mensch, ihr Journalisten, ihr müsst ja ooch leben! Das Ehepaar, das meinen Zeitungskiosk in Berlin führt, kichert dann immer.

SPIEGEL: Sie lesen kreuz und quer?

Matthes: Abonniert habe ich nur den *Tagespiegel*, den Rest kaufe ich. Aber wie jeder leidenschaftliche Leser habe ich Vorlieben: Die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* zum Beispiel liebe ich regelrecht. Den *SPIEGEL* verehere ich eher, und die *Zeit* respektiere ich.

SPIEGEL: Lesen Sie immer auf Papier?

Matthes: Nein, auch im Netz. *SPIEGEL ONLINE*, um meine schnelle Neugierde zu stillen. Und ich nutze *Nachkritik.de*, um zu erfahren, was in der Theaterwelt los ist. Aber ich unterscheide total zwischen dem, was ich mir online ansehe, und dem Lesen eines gedruckten Textes. Ich bin weder auf Facebook noch auf Twitter. Die sozialen Netzwerke, mit deren Hilfe man sich mit Kumpels in Puerto Rico oder Aserbaidschan austauschen kann, finde ich theoretisch lustig, habe aber jetzt schon zu wenig Zeit dafür, meine wirklichen Freunde zu sehen. Da will ich mir nicht noch 8000 virtuelle suchen. Ich nutze meine Zeit lieber für anderes, halt auch fürs Lesen. Ich brauche das Ritual des morgendlichen Zeitungslensens mit sieben bis acht Tassen Tee.

SPIEGEL: Warum unterscheiden Sie so strikt zwischen Print und Online?

Matthes: Für mich ist das Zeitunglesen auch ein sinnliches Erlebnis. Ich fasse Pa-



Theaterstar Matthes

„Ich bin ein zwanghafter Fast-alles-Leser“

pier gern an, und es riecht so gut. Riechen Sie doch mal am *SPIEGEL*!

SPIEGEL: Was treibt Sie in die Lektüre?

Matthes: Wissbegierde. Ich war ein neugieriges Kind und bin es eigentlich immer noch. Und in einer Zeitung kann ich mich in einen Text über einen Dinosaurierfund im Hunsrück mit dem gleichen Interesse vertiefen wie in einen über den Biathlon-Weltcup in Oslo oder in einen über die Verwerfungen in der SPD Mecklenburg-Vorpommerns. Ich bin ein zwanghafter Fast-alles-Leser. Da ich sonst ein von Ticks relativ freier Mensch zu sein glaube, leiste ich mir diese Obsession.

SPIEGEL: Ihr Vater war Zeitungsjournalist, über 40 Jahre lang für den Berliner *Tagespiegel*. Rührt die Obsession daher?

Matthes: Das liegt nahe. Mein Vater war lange für den Berliner Teil des *Tagespiegel* zuständig. Der war damals extrem politisiert: Kalter Krieg und Berlin als Frontstadt. Mein Vater verstand sich als liberaler Journalist, nicht im parteipolitischen, aber im menschlichen Sinne, deshalb arbeitete er bewusst bei einer der wenigen Nicht-Springer-Zeitungen Berlins. Er schrieb jeden Tag eine Kolumne, „Am Rande bemerkt“, die bei Politikern enormen Einfluss hatte. Manchmal fiel ihm nichts ein, und er wich auf allgemein menschliche Themen aus, dann rief er meine Mutter an und fragte, was mein Bruder und ich erlebt hatten. Diese Art von Kindermund-Glossen wurde von den Lesern manchmal mehr goutiert als die hochpolitischen.

SPIEGEL: Wie sah sein politischer Einfluss aus?

Matthes: Die Berliner Innenpolitik war bis zum Fall der Mauer immer eine Art von Außenpolitik, und in die hat er sich eingemengt. Als in den Sechzigerjahren die Studentenunruhen begannen, hat er eine Anti-Springer-Position eingenommen. Seine Haltung war: „Wir müssen uns das hier anhören, wir müssen vernünftig mit den Protestierenden umgehen.“ Sein Berufsethos, diese Überunabhängigkeit, hatte sicher mit der Erfahrung der Nazi-Zeit zu tun. Mein Vater war Jahrgang 1920, er war Soldat gewesen, und er hat uns erzählt, dass er das Ende des Krieges durchaus erst mal als eine Niederlage empfunden hat. Auch aus Scham über sich selbst wurde er dann eine Art Überdemokrat. Das war sein Credo: Ideologie ist scheiße. Er fand: Man muss gucken, was ist Sache, und dann überlegt man sich eine Haltung dazu.

SPIEGEL: Trügt der Eindruck, dass Journalisten damals höheres Ansehen genossen als heute, da Medienwissenschaftler von „Journalismusverdrossenheit“ reden?

Matthes: Aber alles Mögliche hat früher mehr bedeutet als heute. Auch das Theater war in den Sechziger- und Siebzigerjahren bedeutsamer. Es konnte in der Gesellschaft mehr Wirkung erzielen, in einer Stadt mehr Gespräch entfachen. So ähnlich ist es auch dem Journalismus ergangen. Er ist schneller geworden. Und vermutlich ist der einzelne Journalist auch weniger einflussreich, als es Journalisten früher waren. Aber es kommt doch immer auf den Einzelnen an. Ein toll geschriebener journalistischer Text löst im Leser, in mir, doch immer noch die gleiche Verückung aus! Journalismus ist Kunst, jedenfalls ist für mich jeder gelungene journalistische Text ein Kunstwerk. Ich lese ihn mit dem gleichen Respekt und der gleichen Freude wie einen literarischen, wie, sagen wir mal, eine Kurzgeschichte von Alice Munro oder einen Roman von Patrick Modiano. Klar gibt es eine Menge Gebrauchsjournalismus, aber eben auch eine von mir und immer noch vielen Lesern hochgeschätzte journalistische Kunst.

SPIEGEL: Nach welchen Kriterien beurteilen Sie die?

Matthes: Natürlich vergleiche ich die Haltung eines Autors mit meiner eigenen. Bin ich anderer Meinung? Regt die andere Meinung mich an? Also inhaltliches Zeug. Und dann die Freude an der Sprache! Ein Autor wie Kleist ist mir auch deswegen ein Herzensgeliebter, weil er so musikalisch ist. Weil er es schafft, mich sprachlich in einzigartiger Weise zu entzünden, sowohl in der Prosa als auch in seinen Dramen. Wenn ich lese, nehme ich die Musikalität eines Textes wahr. Für mich ist auch ein guter journalistischer Text eine Partitur.

SPIEGEL: Haben Sie je darüber nachgedacht, selbst als Journalist zu arbeiten?

Matthes: Nein, nie. Ich habe zwar ein paar Semester Germanistik und Anglistik stu-

diert, mit dem Ziel, Lehrer zu werden, bevor das mit der Schauspielerei ernst wurde, aber mich kostet es Wochen, wenn ich einen Artikel oder eine Laudatio schreiben soll. Als ich als Juror für den Kleist-Preis Wilhelm Genazino zu würdigen hatte, da war die Laudatio die Arbeit von Monaten. Eine irre Anstrengung. Zum Glück war Genazino wenigstens zu Tränen gerührt. Also es drängt mich nicht danach, Texte zu schreiben. Umso mehr schätze ich die, denen es leichtfällt. Die Experten, die Journalismus als Handwerk und als Kunst betreiben.

SPIEGEL: Was halten Sie von der These, dass diese journalistischen Experten durch das Internet und die dort stattfindende Selbstermächtigung der Öffentlichkeit auf Dauer ausgedient haben?

Matthes: Gar nichts. Dahinter steht ja die Behauptung, dass jeder, nur weil er der deutschen Sprache mächtig ist, dadurch automatisch kompetent ist, sich zu allem zu äußern. Das ist aber nicht so. Ich entdecke heutzutage an allen Ecken und Enden die Bestrebung, diejenigen, die aufgrund ihrer Biografie, ihrer Arbeit und ihrer investierten Zeit zu Experten geworden sind, infrage zu stellen. Das gibt es in der Politik, im Projekt der Piraten, das gibt es in den Medien und in der Kunst. Im Theater hat das Expertentum für manche Menschen ebenfalls seinen Wert verloren. Man will professionelle sogenannte Textaufsager abschaffen, Leute wie mich, und stellt Laien auf die Bühne. Das Internet verführt übrigens viele komplette Idioten dazu, ihre Meinung kundzutun.

SPIEGEL: Manche feiern das als Demokratisierung.

Matthes: Na ja. Die Meinungsäußerung ist doch nicht dadurch demokratisiert, dass Leute, von denen man früher einen ähnlichen Leserbrief bekam, sich jetzt an ihre Computer setzen und in der Öffentlichkeit vor sich hin brabbeln! Ich glaube nicht recht an eine Schwarmintelligenz. Ich glaube an die Intelligenz von einzelnen Menschen. Vielleicht ist das Ansehen des Journalismus in der öffentlichen Meinung nur dadurch ins Negative abgerutscht, dass so viele dilettierende Journalisten in den Blogs und Foren den Beruf in Misskredit bringen. Natürlich gibt es hochanregende, supertolle Blogger, aber auch eine Menge Idioten.

SPIEGEL: Wo zum Beispiel?

Matthes: Ach, überall. Auf der Theaterplattform Nachtkritik.de kann man Rezensionen von Lesern finden, die auch anonym bleiben dürfen, die nach Aufführungen Regisseure, Schauspieler und Kritiker in die Pfanne hauen. Das finde ich fatal. Warum lässt man zu, dass die Autoren dieser Kommentare nicht ihre wirklichen Namen daruntersetzen?



Matthes beim SPIEGEL-Gespräch*
„Der SPIEGEL ist empathischer geworden“

SPIEGEL: Auch in den Zeitungsfeuilletons stehen heute oft völlig andere Texte als vor 20 Jahren, weil man sich dort neben der Kritik an Kunstwerken vielen politischen Themen widmet. Bedauern Sie das?

Matthes: Die Dominanz der Kritik hat sich erledigt. Das ist schade, weil ich gern Kritiken lese. Aber mir gefallen die politischen Artikel, die irgendeine Debatte aufreißen wollen und die jetzt im Feuilleton landen, was ganz wesentlich durch Frank Schirrmacher bewirkt wurde. Ich finde diese Öffnung gut. Trotzdem denke ich manchmal: Mensch, könnt ihr diesen Text über Netzpolitik oder Sterbehilfe nicht auf eure Politik-Seiten tun, statt ihn als Aufmacher im Feuilleton zu präsentieren? Und stattdessen dieses große theatrale Ereignis mit irgendeinem tollen Regisseur oder tollen Schauspielern richtig würdigen? Aber das liegt vermutlich daran, dass ich grundsätzlich ein Mensch bin, der am Alten hängt, wenn es nicht ganz blöde ist.

SPIEGEL: Und das gilt auch für die klassische Theaterkritik, in der sich Kritiker als schier allmächtige Kunstrichter aufspielen?

Matthes: Im Prinzip ja. Über eine Premiere, die am Vorabend stattgefunden hat, kriegt man heute im Internet schnelle Meinungen präsentiert. Ich lese die auch. Aber ich bedaure, dass grundsätzlich die Bedeutung von Theaterkritik in den Zeitungen deutlich abgenommen hat. Als ich anfang, war es selbstverständlich, dass nach einer großen Premiere eine Kritik im Blatt war. Heute nicht mehr. Zudem schreiben heute oft Kritiker, die übermäßig viel Wert auf die Konzeption des Regisseurs legen statt auf die Arbeit der Schauspieler.

SPIEGEL: Kränkt das Ihre Berufsehre?

Matthes: Ehre nee, kränken ja. Es gehört zum Job, kritisiert zu werden. Aber weil der Mensch so ist, wie er ist, ärgert man sich viel länger über eine negative Kritik, als man sich über eine positive freut. Dabei habe ich als Leser meine Freude an einem saftigen Verriss. Er liest sich unterhaltsamer als der Versuch einer Differenzierung. Als Künstler, egal in welcher Kunst, ist man aber immer darum bemüht, den Men-

schen und die Dinge in ihrer Widersprüchlichkeit zu zeigen, in der Reichheit dessen, was möglich ist. Unsere Aufgabe ist es, zur Empathie aufzufordern. Und ich finde, Journalisten haben denselben Auftrag.

SPIEGEL: Es heißt häufig, es gebe heute zu viel empathische Nähe im Journalismus. Kritiken werden heute oft durch Porträts und Interviews ersetzt, selbst in der politischen Berichterstattung ist kühle Distanz leicht aus der Mode gekommen und hat dem Willen zur Einfühlung Platz gemacht.

Matthes: Ich finde das in Ordnung. Der SPIEGEL ist ein gutes Beispiel. Als ich in den Siebzigerjahren anfang, ihn zu lesen, war er ein Kampfblatt. Er war klar links positioniert, zum Beispiel gegen Franz Josef Strauß. Die FAZ dagegen war damals eine ganz rechte Zeitung. Der SPIEGEL hatte damals einen ironischen, wenn nicht zynischen Blick auf die Welt und auf die Menschen. Dieser Zynismus war seine Domäne und sein Markenzeichen. Für mich ein negatives. Diese Haltung zur Welt hat sich verändert, nicht nur, weil die Begriffe links und rechts obsolet geworden sind. Der SPIEGEL ist empathischer geworden. Für mich, der ich mich seit über 30 Berufsjahren bemühe, für ein wenig mehr Empathie zu sorgen in der Welt, indem ich möglichst widersprüchliche Menschenmöglichkeiten zu spielen versuche, ist das eine Veränderung zum Positiven. Weil ich finde, dass der Journalismus ein wesentliches Pfund unserer Gesellschaft ist.

SPIEGEL: Klingt fast ein bisschen weihevoll. Lassen Sie eigentlich etwas regelmäßig weg als anspruchsvoller Zeitungsleser, den Lokalsport oder den Prominentenklatsch?

Matthes: Nein, das ist ein blödes Vorurteil. Der Klatsch und Tratsch auf der letzten Seite ist doch herrlich! Jörg Thomanns Herzblatt-Geschichten in der FAS sind eine meiner liebsten Lektüren überhaupt! Das muss unbedingt gesagt werden in diesem Interview: Ich glaube, Jörg Thomann und seine Herzblatt-Geschichten kommen bei mir, auweia, noch vor Robert Musil.

SPIEGEL: Was sehen Sie sich als Künstlermensch im Fernsehen an, wenn Sie einschalten – bestimmt immer nur öffentlich-rechtliche Kanäle und nie die privaten?

Matthes: Nee, noch ein Vorurteil! Ich finde „Dschungelcamp“ großartig. Die Texte von diesem Micky Beisenherz sind wunderbare Unterhaltung. Und „Switch reloaded“ ist lustig und toll gemacht, das gucke ich wahnsinnig gern. Ich meine, Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ ist auch toll gemacht. Aber wahrscheinlich habe ich mich bei der Lektüre mehr gelangweilt als bei „Switch reloaded“. Und ich will mich ja nicht langweilen!

SPIEGEL: Herr Matthes, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Susanne Beyer und Wolfgang Höbel im SPIEGEL-Haus in Hamburg.